

WOLFGANG HARDTWIG

## Fiktive Zeitgeschichte? Literarische Erzählung, Geschichtswissenschaft und Erinnerungskultur in Deutschland

Geschichtserzählungen haben derzeit eine Konjunktur, die einzigartig ist in der Geschichte der deutschen literarischen Kultur. Der Zusammenbruch der DDR und die deutsche Vereinigung gaben ihr zusätzlichen Auftrieb, doch handelt es sich offenkundig nicht um einen kurzfristigen Wachstumsschub, sondern um eine „Trendperiode“, die in West- und Ostdeutschland, in der alten Bundesrepublik und in der DDR nach einzelnen Vorläufern in den sechziger Jahren anließ und seit nunmehr vierzig Jahren mit einer wachsenden Zahl von Titeln und Auflagen anhält. Wolfgang Koeppen schilderte in seinen Romanen „Tauben im Gras“ (1951), „Das Treibhaus“ (1953) und „Der Tod in Rom“ (1954) die Gesellschaft der entstehenden Bundesrepublik und entwarf dabei eine Art Sitten-Zeitgeschichte der westdeutschen Politik. Heinrich Böll eroberte mit Erzählungen über Kriegs- und Nachkriegsschicksale wie „Wo warst Du Adam?“<sup>1</sup>, „Der Zug war pünktlich“<sup>2</sup>, „Ansichten eines Clowns“<sup>3</sup>, „Gruppenbild mit Dame“<sup>4</sup> den Westdeutschen Büchermarkt. Er wie auch Günter Grass, der mit „Blechtrom-

- 
- 1 Opladen : Middelhaue 1951; München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1972; 17. Aufl. 1986 (310.–321.000); 23. Auflage 1995; die im folgenden angegebenen Zahlen zu Auflagen und gedruckten Exemplaren haben für die Gesamtverbreitung nur einen – allerdings signifikanten – indikatorischen Wert. Fast alle Bücher sind in zahlreichen unterschiedlichen Ausgaben gedruckt worden, die Zahl der gedruckten Exemplare ist in den neuesten Ausgaben häufig nicht mehr angegeben. Die Recherche, für die ich Christian Weiß danke, kann aber doch die Proportionen verdeutlichen, um die es bei diesem Segment des Buchmarktes geht.
  - 2 Opladen : Middelhaue 1949; München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1972, 18. Aufl. 1987 (316.–325.000), 23. Aufl. 1995.
  - 3 Köln : Kiepenheuer & Witsch 1963; München : Deutscher Taschenbuch Verlag, 1. Aufl. 1967, 37. Aufl. 1988 (1.381.–1.410.000), 42. Aufl. 1997.
  - 4 Köln : Kiepenheuer & Witsch 1971; München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1974, 16. Aufl. 1988 (395.–409.000), 19. Aufl. 1993.

mel“<sup>5</sup>, „Katz und Maus“<sup>6</sup>, „Hundejahre“<sup>7</sup> u. a. Furore machte, stiegen, wie man aus heutiger Perspektive sagen kann, zu – seinerzeit heftig umstrittenen – deutschen Nationalschriftstellern auf. Sicher war es bei beiden Autoren mehr die kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte im Dritten Reich und nicht so sehr eine – trotz des neuen Tons, den sie in die deutsche Literatur brachten – über alle Zweifel erhabene literarische Qualität, die beiden mit der internationalen Anerkennung auch den Nobelpreis<sup>8</sup> eintrug. Während Böll in den erzählerischen Formen traditionell blieb, brachte Uwe Johnson von seinen „Mutmaßungen über Jakob“<sup>9</sup> an bis zu seinem *opus magnum* „Jahrestage“<sup>10</sup> die Multiperspektivität modernen Erzählens in die Schilderung deutscher Schicksale zwischen Drittem Reich, DDR, Bundesrepublik und einem Leben in New York hinein. Auf dokumentarisches Material gestützte Rekonstruktionen der Vergangenheit ergaben ein vielschichtiges Bild etwa der Schlacht von Stalingrad.<sup>11</sup> Alfred Andersch erzählte die Herkunft Heinrich Himmlers aus einem neuhumanistischen und autoritätsversessenen Elternhaus und den mißglückten Plan der geschlossenen Überführung einer kämpfenden deutschen Einheit in die anglo-amerikanische Gefangenschaft an der Westfront 1944.<sup>12</sup> Walter Kempowski hatte mit seinen Familiengeschichten enormen Erfolg auf dem Büchermarkt wie mit Verfilmungen für das Fernsehen.<sup>13</sup> Auch das deutsche Nachkriegsschicksal von Flucht und Vertreibung blieb nicht unbeschrieben. Siegfried Lenz<sup>14</sup> und

- 
- 5 Neuwied a. Rh. u.a. : Luchterhand 1959; Frankfurt a.M. : Fischer-Bücherei 1. Aufl. 1962, Auflage von 1972 (734.–755.000).
  - 6 Neuwied a. Rh. / Berlin : Luchterhand 1961; Reinbek bei Hamburg : Rowohlt 1. Aufl. 1963, 20. Aufl. 1971 (526.–550.000).
  - 7 Neuwied a. Rh. / Berlin : Luchterhand 1963, 21. Aufl. 1963; Reinbek bei Hamburg : Rowohlt 1. Aufl. 1968, 5. Aufl. 1970 (121.–140.000).
  - 8 1972, 1999.
  - 9 Frankfurt a.M. : Suhrkamp 1959, 4. Aufl. 1966 (14.–16.000); Frankfurt a.M. : Fischer-Bücherei 1. Aufl. 1962, Auflage von 1974 (163.–177.000).
  - 10 Frankfurt a.M. : Suhrkamp, Band 1 1970, Band 4 1983.
  - 11 Alexander Kluge, *Schlachtbeschreibung*, Olten : Walter 1964; Walter Kempowski, *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch*, 4 Bände, München : Knaus 1993.
  - 12 *Der Vater eines Mörders. Eine Schulgeschichte*, Zürich : Diogenes 1980; Winterspelt, Zürich : Diogenes 1974.
  - 13 Tadellöser und Wolff, München : Hanser 1971; München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1975, 8. Aufl. 1979 (111.–125.000). „Uns geht’s ja noch gold.“ Roman einer Familie, München : Hanser 1972; München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1975, 12. Aufl. 1986 (167.–176.000), 17. Aufl. 1996.
  - 14 Heimatmuseum, Hamburg : Hoffmann und Campe 1978, 4. Aufl. 1978 (201.–250.000); München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1981, 8. Aufl. 1988 (115.–134.000).

Horst Bieneck<sup>15</sup> erzählten in Romanform von der Flucht aus dem Osten, Christian Graf von Krockow<sup>16</sup> gab in autobiographischer Gestalt die Flucht seiner Schwester Libussa aus Ostpreußen wieder. Erzählungen wie Peter Weiss' autobiographische „Romane“, „Abschied von den Eltern“ und „Fluchtpunkt“<sup>17</sup> oder Fred Uhlmans „Der wiedergefundene Freund“<sup>18</sup> schilderten meisterhaft die zeitgeschichtliche Erfahrung emigrierter deutscher Juden. In der DDR waren es u. a. Stefan Heym<sup>19</sup>, Christa Wolf<sup>20</sup>, Franz Fühmann, Stephan Hermlin, Erich Loest, Jurek Becker, die nicht nur Geschichten, sondern auch „Geschichte“ in fiktionaler Form erzählten, und zwar vorrangig die Geschichte der jüngsten Vergangenheit, also die Verwicklung von Menschen in das Zeitgeschehen des Dritten Reiches und der frühen DDR. Stefan Heym und Christa Wolf bedienten sich dabei auch der herkömmlichen, zum Teil aber erzählerisch hochmodern gestalteten Form des „historischen Romans“.

Die literarischen Formen der Verarbeitung zeitgeschichtlicher Erfahrung umfassen Großromane wie etwa Heimito von Doderers „Die Dämonen“<sup>21</sup>, aber auch die als Roman deklarierte Autobiographie Martin Walsers<sup>22</sup>, die Dokumenten-Collage (Kempowski), sowie polemisch zugespitzte Kurzgeschichten (Böll). Das Spektrum der politischen Positionen der Autoren reicht von einem katholisch-scholastischen Hochkonservatismus (Doderer) bis zur oppositionellen Regimetreue sozialistischer DDR-Autoren. Eine Reihe von Brief- und Tagebuchedi-

- 
- 15 Erde und Feuer, München : Hanser 1982; München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1985, 2. Aufl. 1987 (13.–18.000).
- 16 Die Stunde der Frauen, Stuttgart : Deutsche Verlagsanstalt 1. Aufl. 1988, 11. Aufl. 2000; München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1992, 6. Aufl. 1995 (116.–125.000).
- 17 Abschied von den Eltern, Frankfurt a.M. : Suhrkamp 1961; Neuauflage in der „Edition Suhrkamp“ 1964, 3. Aufl. 1966 (21.–30.000), 22. Aufl. 1995. Fluchtpunkt, Frankfurt a.M. : Suhrkamp 1962; Neuauflage in der „Edition Suhrkamp“ 1965, 4. Aufl. 1969 (29.–35.000), 14. Aufl. 1993.
- 18 Zürich : Diogenes 1988 (Übersetzung der englischen Originalausgabe von 1971); Taschenbuchausgabe 1997.
- 19 Als „The Lenz Papers“ zunächst veröffentlicht bei London : Cassels & Co 1964; in der DDR auf Englisch herausgegeben bei Berlin : Seven Seas Publishers 1968; mit dem Titel „Die Papiere des Andreas Lenz. Roman“ in der deutschen Übersetzung von Helga Zimmnik veröffentlicht bei Leipzig : List 1963; in der Bundesrepublik unter dem Titel „Lenz oder Die Freiheit. Ein Roman um Deutschland“ herausgegeben bei München : List 1965. Schwarzenberg, München : Bertelsmann 1984; Frankfurt a.M. : Fischer Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1987; Aufl. von 1994 (68.–70.000).
- 20 Cassandra, Neuwied am Rhein / Darmstadt : Luchterhand 1983, 14. Auflage 1985.
- 21 München : Biederstein-Verlag 1956, Aufl. von 1985 (33.–35.000); München : Deutscher Taschenbuch Verlag 1. Aufl. 1985.
- 22 Martin Walser, Ein springender Brunnen, Frankfurt a.M. : Suhrkamp 1998.

tionen vor allem seit der Wende<sup>23</sup> eröffnet faszinierende Einblicke in die jeweils persönlichen Zusammenhänge zwischen individueller Erinnerung, Formen des kollektiven Gedächtnisses, Erfahrung und Verarbeitung von politischer Herrschaft, aktuellen Diskursen und literarischen Schaffensprozessen. Zugespißt kann man sagen, daß literarisch anspruchsvolles Erzählen im Nachkriegsdeutschland wie im Deutschland seit der Wende weithin in der fiktionalen Präsentation der Erfahrung und Deutung von Herrschaftsmißbrauch und totalitärer Anfälligkeit besteht: Es geht um den Anspruch auf selbstbestimmte Lebensführung und ihr Scheitern, um das Leben in den spezifisch deutschen Katastrophen, also um die fiktionale Präsentation von individuellen Schicksalen in den bewußt vergegenwärtigten spezifischen Zusammenhängen der deutschen Geschichte.

Das Bild, das sich der an Geschichte überhaupt interessierte Teil der deutschen Öffentlichkeit von der jüngeren und jüngsten Vergangenheit macht, basiert gewiß zu einem Gutteil auf der Wissensvermittlung durch die Schule, durch Informationen aus Fernsehsendungen und Presse, und insofern – wenn auch mitunter in einem sehr verdünnten und verformten Zustand – auf den Ergebnissen der Geschichtswissenschaft. Was aber den Buchmarkt angeht, so übertrifft unzweifelhaft die Vermittlung historischer Erfahrung und Orientierung durch die fiktionale Literatur diejenige durch geschichtswissenschaftliche Darstellungen um ein Vielfaches.

Was bedeutet dieser Befund für die Geschichtswissenschaft? Gewiß nicht, daß die Leistungen des Historikers von anderen Wissensvermittlern und speziell den Produzenten fiktionaler Texte über die Vergangenheit übernommen und auf diese Weise unnötig gemacht oder ersetzt worden wären; gewiß auch nicht, daß die Kriterien geschichtswissenschaftlicher Bewahrheitung in Zweifel zu ziehen sind. Es bleibt die Aufgabe des Historikers, durch Forschung bislang unerkannte Begründungszusammenhänge im vergangenen Geschehen aufzudecken, Ursa-

---

23 Franz Fühmann, 22 [Zweiundzwanzig] Tage oder die Hälfte meines Lebens, Frankfurt a.M. : Suhrkamp 1978; Ders., Briefe 1950–1984 : eine Auswahl, Frankfurt a.M. / Wien : Büchergilde Gutenberg 1995; Brigitte Reimann, Ich bedaure nichts. Tagebücher 1955–1963, Berlin : Aufbau-Verlag 1997; Dies., Alles schmeckt nach Abschied. Tagebücher 1946–1970, hg. v. Angela Drescher, Berlin : Aufbau-Verlag 1998; Auszüge wurde bereits früher publiziert in: Brigitte Reimann in ihren Briefen und Tagebüchern, hg. v. Elisabeth Etten-Krause, Berlin : Verlag Neues Leben 1983; Peter Huchel, Wie soll man da Gedichte schreiben. Briefe 1925–1977, hg. v. Hub Nijssen, Frankfurt a.M. : Suhrkamp 2000; Heinrich Böll, Briefe aus dem Krieg 1939–1945, 2 Bände, hg. v. Jochen Schubert, mit einem Vorwort von Annemarie Böll und einem Nachwort von James H. Reid, Köln : Kiepenheuer & Witsch 2001; Max Frisch / Uwe Johnson, Der Briefwechsel : 1964–1983, hg. v. Eberhard Fahlke, Frankfurt a.M. : Suhrkamp 1999.

chen, Verlaufsformen und Folgen des Wandels so komplex wie möglich zu erklären und diskursiv darzustellen. Aber die Geschichtswissenschaft hat doch zur Kenntnis zu nehmen, daß die literarische Präsentation von Vergangenheit in der Öffentlichkeit immer wichtiger geworden ist und daß sie offenkundig einen Bedarf deckt, den die geschichtswissenschaftliche Darstellung nicht befriedigen kann. Die Hinwendung zu „Geschichte“, „Gedächtnis“, „Erinnerung“ hat gerade im letzten Jahrzehnt noch einmal eminent zugenommen, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen westlichen und westlich beeinflussten Welt. Kollektives Gedächtnis und kulturelle Erinnerung sind zu Schlüsselkonzepten für die Vermittlung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geworden.<sup>24</sup> Zudem ist im Gefolge des „linguistic turn“ die Literarität historiographischer Texte sehr viel deutlicher als zuvor herausgearbeitet worden. Daß auch die Geschichtswissenschaft „erzählt“, wenn auch auf anderer Wissensgrundlage, mit anderen Erkenntniszielen und einer anderen Erkenntnishaltung als die fiktionale Literatur wird kaum mehr ernsthaft bestritten.<sup>25</sup> Diese erinnerungskulturelle Situation zwingt die Geschichtswissenschaft, sich intensiver mit ihren theoretischen und insbesondere ihren sprachlichen Grundlagen auseinanderzusetzen als bisher.

Dabei kann es nicht darum gehen, die absurde Frage noch einmal zu diskutieren, ob es eine außersprachliche Wirklichkeit gibt oder nicht. Auch der Rekurs auf den Wahrheits-Begriff hilft zumindest hier und jetzt nicht weiter, weil er die Aufarbeitung eines unendlichen Wahrheitsdiskurses voraussetzt, die von niemandem, der die „Wahrheit“ allein für die Geschichtswissenschaft reservieren will, geleistet wird. Auch empfiehlt es sich, auf die in unserem Kontext mittlerweile erkenntnisfeindlich gewordenen Groß-Etiketten „Postmodernismus“ und „Textualismus“ zu verzichten. Vielmehr scheint es nützlich, das Verhältnis von geschichtswissenschaftlicher und fiktionaler Erzählung seinerseits ein Stück weit zu historisieren. Es zeigt sich dann, daß die enge Verwandtschaft zwischen beiden Textsorten schon im Begriff der „Historia“ angelegt ist, daß die historische Präzeptistik die Probleme der Historiographie bis ins späte 18. Jahrhundert als

24 Für die Anfänge des Konzepts in Deutschland vgl. hier nur: Jan Assmann/Tonio Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt a.M. : Suhrkamp 1988; Aleida Assmann/Dietrich Harth, *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt a.M. : 1991; Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992; in Deutschland tritt ergänzend das Konzept der „Geschichtskultur“ hinzu.

25 Vgl. Wolfgang Hardtwig, *Formen der Geschichtsschreibung: Varianten des historischen Erzählens*, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek bei Hamburg, 1998, S. 169–188.

Fragen einer speziellen Art von Literatur diskutierte<sup>26</sup> und daß die Verwissenschaftlichung von Geschichtsschreibung keineswegs bedeutet, daß die geschichtswissenschaftliche Erklärung sich nicht des Mediums der „Erzählung“ bedient.<sup>27</sup>

Zudem macht ein Blick auf die Geschichtsliteratur der Weimarer Republik deutlich, daß in Zeiten verschärfter Infragestellung etablierter Deutungsmuster – der „Krise des Historismus“ – die von der „zünftischen“ akademischen Geschichtswissenschaft gezogenen Grenzen zwischen wissenschaftlicher Geschichtsschreibung und sonstigen literarischen Präsentationsformen historischer Erfahrung und historischen Wissens brüchig werden und daß sich neue Formen der Konzeptualisierung und Präsentation geschichtlichen Wissens herausbilden. Diese decken einen Bedarf des Publikums, dem die herkömmlichen Formen der Historiographie nicht mehr genügen können. Das gilt auf der einen Seite für ausgreifende, assoziativ verführende Großsynthesen wie Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“<sup>28</sup>, auf der anderen Seite für gut lesbare Biographien, die die vorhandene Forschung in Grenzen durchaus rezipieren, denen es aber vor allem auf Vermittlung und Wirkung in einer breiten Öffentlichkeit ankommt, wie etwa bei Stefan Zweig und Emil Ludwig. Und es gilt schließlich für eine Geschichtsschreibung, die auf intensiver Forschung beruht, aber bewußt die „Anschauung“, das „Bild“ in den Vordergrund rückt und das kontemplative Erkenntnisideal durch ein Konzept von Geschichtsschreibung als Vorbereitung zur Tat ersetzt, wie es etwa Ernst Kantorowicz mit seinem „Kaiser Friedrich der Zweite“ tut.<sup>29</sup>

- 26 Vgl. dazu vor allem Reinhart Koselleck, *Geschichte, Historie*, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart 1979, bes. S. 647f., sowie Horst Günther, ebd., S. 635ff.
- 27 Vgl. Wolfgang Hardtwig, *Die Verwissenschaftlichung der neueren Geschichtsschreibung*, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 245–260.
- 28 Band 1 München 1918, Band 2 1923; Neuauflage in einem Band bei München : Beck 1990 (224.–229.000 für Bd. 1 und 2 203.–208.000 für Bd. 2).
- 29 Emil Ludwig, *Bismarck*, Berlin : Rowohlt 1926, 83. Auflage 1928 (150.000 Stück); Ernst Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite*, Berlin : Bondi 1927, 4. Aufl. 1936; vgl. zum Ganzen Wolfgang Hardtwig, *Die Krise des Geschichtsbewußtseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus*, erscheint in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs* 2002; zum „Fall Emil Ludwig“ vgl. v.a. Christoph Gradmann, *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik*, Frankfurt a.M. / New York 1993; Sebastian Ullrich, *Im Dienste der Republik von Weimar. Emil Ludwig als Historiker und Publizist*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001), S. 119–140; ein knapper Aufriß der Problemstellung bei Elke Segelcke, „Die Fiktion des

Der Hinweis auf die Kämpfe um die Abgrenzung zwischen „wissenschaftlicher“ und nicht-wissenschaftlicher Geschichtsdarstellung und auf die Historizität der Grenzziehung zwischen „Literatur“ und Wissenschaft kann nun für den Historiker keinesfalls bedeuten, die in einem jahrhundertelangen Prozeß der Verwissenschaftlichung von Geschichtsschreibung erarbeiteten Kriterien und Standards aufzugeben oder auch nur in Frage zu stellen. Gewiß – sowohl der Verfasser eines „historischen Romans“ – wobei dieser Gattungsbegriff eine Vielzahl unterschiedlicher Formen umfaßt – wie auch der „wissenschaftliche“ Geschichtsdarsteller „erzählen“<sup>30</sup> und ganz gewiß ist die Opposition „Faktum“ versus „Fiktion“ unzureichend, weil auch der wissenschaftlich arbeitende Historiker in einem Maße mit fiktionalen Mitteln arbeitet, das er sich im Zeichen des Fortschrittsmodells zunehmender Verwissenschaftlichung lange verborgen hat und das in der Tat im Zuge des „linguistic turn“ intensiver reflektiert wird. Aber der grundlegende Unterschied bleibt, daß es der Wissenschaft um die möglichst genaue Rekonstruktion tatsächlich geschehener Ereignisse kurzer oder langer Dauer geht, der historische Roman aber erfundene Geschichten erzählt.<sup>31</sup> Daran

---

Faktischen': zum Verhältnis von Geschichtsschreibung und literarischer Moderne in der Weimarer Republik, in: Heinrich Mann-Jahrbuch 15 (1997), S. 77–86.

- 30 Zu der frühen Debatte um den Erzählbegriff und fiktionale Elemente auch in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, die in Deutschland zunächst eher an den aus der analytischen Philosophie gewonnenen Erzählbegriff Dantos und seine Anwendung durch Hans-Michael Baumgartner anknüpfte und Hayden White sehr verspätet rezipierte: vgl. Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte, München 1979; vgl. auch Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hg.), Formen der Geschichtsschreibung, München 1982; zur Diskussion um Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe*, Baltimore 1973, 8. Auflage 1993; deutsch unter *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt a.M. 1991; vgl. dazu die Besprechung von Wolfgang Hardtwig, *Eigentlich nichts als Tragödien, Komödien, Märchen und Satiren*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8.10.1991; vgl. den White gewidmeten Themenschwerpunkt in: *Storia della Storiografia*, 24 (1993).
- 31 Ob die von Rolf Schörken, *Begegnungen mit Geschichte. Vom außerwissenschaftlichen Umgang mit der Historie in Literatur und Medien*, Stuttgart 1995, getroffene Unterscheidung, daß der Fachhistoriker vor allem möglichst realitätsgetreu rekonstruiert, während der Autor des historischen Romans die Vergangenheit „vergegenwärtigt“, und damit im menschlichen Bewußtsein zu einem „sekundären“ Leben erwecke, den entscheidenden Punkt trifft, scheint eher fraglich, vgl. v. a. S. 11ff., 20f., 105; ergiebiger erscheint hier die These von Paul Michael Lützeler, *Klio oder Kalliope? Literatur und Geschichte. Sondierung, Analyse, Interpretation*, Berlin 1997, S. 12, daß Geschichte und Literatur jeweils unterschiedliche Mimesis-Auffassungen zugrunde legen: ein „Relations“- bzw. „Ausageverhältnis“ zwischen Erzähler und Erzähltem, da der Historiker von realen Personen und Ereignissen berichtet, und einen Funktionszusammenhang zwischen „Erzählen“ und

ändert auch die Tatsache nichts, daß Golo Mann seinen „Wallenstein“ und Martin Walser seine Autobiographie einen „Roman“ nennen und daß es „dokumentarische historische Romane“ gibt, bei denen „quellenmäßig belegbare geschichtliche Ereignisse und Personen im Zentrum stehen“ und die mit „literarischen Mitteln ein historisch weitgehend authentisches, tendenziell ereignishaftes, handlungsreiches und kohärentes Geschehen“ schildern.<sup>32</sup>

### Literarische Aneignungen von Erinnerung

Im folgenden soll es auch nicht um die Literarität historiographischer Texte gehen. Vielmehr möchte ich dafür plädieren, daß die Historiker das spezifisch literarische Projekt zur Aneignung oder Wiederaneignung vergessener oder vom Vergessen bedrohter Geschichte ernster nehmen, als das bislang geschehen ist. Die Differenziertheit, die Breitenwirkung und die Intensität dieses Projektes haben in der deutschen Erinnerungskultur der Nachkriegsära – mit einer neuerlichen Steigerung seit Beginn der neunziger Jahre – ein solches Ausmaß gewonnen, daß die Zeitgeschichte daran nicht mehr vorbeigehen kann. Es geht also primär um den Quellenwert dieser Literatur für den Historiker. Auch dabei ist noch einmal zu unterscheiden, um welchen Quellenwert es sich handelt: einerseits für die thematisierten Zusammenhänge wie Drittes Reich, DDR, Kriegsgeschehen selbst und die von ihr ausgehenden oder ihr zugrunde liegenden Hand-

---

„Erzähltem“ in der Literatur, da die vom Autor erschaffenen Romanfiguren nur erzählte Gestalten seien.

- 32 Ansgar Nünning, *Beyond the great story. Der postmoderne historische Roman als Medium revisionistischer Geschichtsdarstellung, kultureller Erinnerung und metahistoriographischer Reflexion*, in: *Anglia. Zeitschrift für englische Philologie*, 117 (1999), S. 16–48, hier S. 26; Nünning unterscheidet mit sehr guten Argumenten fünf Typen vergangenheitsorientierter Romane, nämlich neben dem dokumentarischen historischen Roman den „realistischen historischen Roman“, der in einem „präzise ausgestalteten geschichtlichen Milieu weitgehend fiktives Geschehen darstellt“, den „revisionistischen historischen Roman“, der sich „kritisch mit der Vergangenheit, dem kulturellen Erbe und literarischen Konventionen“ auseinandersetzt, dem „metahistorischen Roman“, dem es vor allem um die „fiktionale Rückbezüglichkeit“ geht, weniger um die Handlungsebene selbst, und schließlich die „historiographische Metafiktion“, die diese Tendenz soweit verstärkt, daß schließlich historiographische Fragen explizit erörtert werden, ebd., S. 25–30; Nünning gewinnt diese Typologie am Beispiel des florierenden „postmodernen“ historischen Romans in der englischen Literatur, vgl. Ders., *Von historischer Fiktion zu historiographischer Metafiktion* (Bd. 1: Theorie, Typologie und Poetik des modernen historischen Romans), Trier 1995.



lungszwänge, Mentalitäten und Deutungsmuster, andererseits für die kulturelle Situation und die Ausprägungen der Erinnerungskultur bei der Produktion dieser fiktionalen Texte. Stefan Heyms „Collin“, Christa Wolfs „Kassandra“ oder Christoph Heins „Der Tangospieler“ können auf ihr jeweiliges Deutungsangebot zum Verständnis der dargestellten Zeitzusammenhänge hin befragt werden, also etwa der tatsächlichen Prägungen und personellen Verflechtungen der späteren DDR-Nomenklatura im Exil, der Realität Trojas in den Jahren des großen Krieges oder der DDR in den Monaten des Prager Frühlings 1968. Sie können aber auch gelesen werden im Hinblick auf die politische und kulturelle Situation ihrer Autoren und die jeweilige Ausprägung von Erinnerungskultur bei der Produktion dieser Texte um 1979, 1983 und 1989. Die beiden Fragestellungen lassen sich nicht strikt voneinander trennen. Und es ist auch nicht sinnvoll, die denkbaren Rückwirkungen fiktionaler Texte auf die mögliche Faktur geschichtswissenschaftlicher Texte auszuklammern, wenn erst einmal grundsätzlich anerkannt ist, wie sehr auch historiographische Texte auf Fiktionalisierungen angewiesen sind. Im folgenden soll aber vorrangig der Beitrag fiktionaler Vergangenheitsvergegenwärtigung zur aktuellen deutschen Erinnerungskultur diskutiert werden.

Meine Überlegungen gehen aus von der Lektüre von fünf Büchern, die mir für die literarisch-belletristische Ausprägung des kulturellen Gedächtnisses in den beiden letzten Jahrzehnten in Deutschland bzw. mit Bezug auf Deutschland charakteristisch erscheinen. Die Texte sollen hier nicht im einzelnen interpretiert, sondern als Ausdruck von Interessenschwerpunkten und intellektuellen und moralischen Bedürfnislagen der kollektiven Erinnerung gelesen werden. Es handelt sich um Stefan Heyms „Collin“<sup>33</sup>, Christoph Meckels „Suchbild. Über meinen Vater“<sup>34</sup>, Christa Wolfs „Kassandra“<sup>35</sup>, Christoph Heins<sup>36</sup> „Der Tangospieler“ und Andrzej Szczypiorskis, „Feuerspiele“.<sup>37</sup> In allen Fällen geht es um Macht und Ohnmacht der Erinnerung, ihren Mißbrauch oder die Folgen ihrer Absenz, um die Schwierigkeit, aber auch die unabweisbare Notwendigkeit des Erinnerns und Überlieferens, insgesamt also um den Kampf um das Gedächtnis.

Stefan Heyms „Collin“ handelt vom Kampf buchstäblich um Leben und Tod zwischen zwei altgewordenen Vertretern der DDR-Nomenklatura, dem Chef des Ministeriums für Staatssicherheit, Urack, und dem Staatschriftsteller und Natio-

33 München : Bertelsmann 1979.

34 Düsseldorf : Claassen 1980.

35 Neuwied am Rhein / Darmstadt : Luchterhand, 1983.

36 Berlin : Aufbau Verlag 1989; hier zitiert nach der Ausgabe Frankfurt a.M. : Luchterhand 1991.

37 Weimar/Zürich : Diogenes 2000 (polnische Originalausgabe von 1999).

nalpreisträger Collin. Beide liegen wegen eines Herzleidens in einer Prominentenklinik und arbeiten, durch sich überschneidende Lebensläufe, Dienst am Regime und Krankheitsschicksal aneinandergelockt, mehr *volens* als *volens* ihre Vergangenheit durch. Angestoßen durch die Absicht Collins, Memoiren zu schreiben, kommen die dunklen und verschwiegenen Erlebnisse eines Kreises von alten Spanienkämpfern zutage, der in den ersten drei Jahrzehnten der DDR-Geschichte in die Mühlen der innerkommunistischen ideologischen Gegensätze geraten ist. Der Stasi-Chef Urack fürchtet Enthüllungen und Bloßstellung und hintertreibt mit allen Mitteln die Niederschrift der Memoiren. Die Verfügung über die Erinnerung und die mit ihr verbundene Macht über menschliche Schicksale droht aber auch den Schriftsteller Collin selbst zu einer moralisch höchst dubiosen Machtinstanz zu machen, zu einer Art „Urack des Wortes“ (S. 50). Zusätzliche – und entscheidende – Dynamik erhält die Aufklärung der Vergangenheit durch das Interesse der Stationsärztin Christine, in der sich professionelle, aber auch menschlich-weibliche Anteilnahme am Schicksal ihrer Patienten mit der Einsicht in die unvermeidliche Wiederkehr verdrängter Vergangenheit verbinden – allerdings mit fatalen Folgen für den eitlen Staatsschriftsteller, den sein Narzißmus und die Obsession des Triumphieren-Wollens in eine fragwürdige Produktivität treiben. Zum Personal des Romans gehört schließlich ein skeptisch-machtenthaltender jüdischer Intellektueller, der Wissen über die Vergangenheit, kluges Raisonement und eine aufklärungsfördernde Diskursivität beiträgt.

Die beiden Protagonisten Urack und Collin sind einander in abgründiger Feindschaft verbunden, aber sie teilen, jeder auf seine Weise ein Repräsentant des altgewordenen Partei-Establishments, eine fundamentale Unfähigkeit: Erinnerung dort zuzulassen, wo sie eigene Schuld betrifft. Nicht nur der versteinerte Apparatschik Urack, auch der Memoirenschreiber Collin erklären, konfrontiert mit einem – übrigens immer noch sozialismusloyalen – Opfer des Regimes: „diese ganze Vergangenheit ist überflüssig geworden! ...“ (S. 149). Gerade dieses Opfer, ein unscheinbar bescheidener, aber unkorrupter Mann namens Havelka, im spanischen Bürgerkrieg noch vorgesetzter Offizier, hatte seinem Untergebenen Collin das Leben gerettet, indem er ihn aus der Frontlinie des Kampfes zurückzog. Collin, der Schriftsteller, der Chronist, mußte überleben, um später Zeugnis vom Geschehen ablegen zu können. In einem kaum verschlüsselten autobiographischen Roman brachte Collin diese Erfahrung dann unter Aussparung der Figur seines einstigen Bataillonkommandeurs auf den Begriff: „Mensch ... sagte der Unbekannte, daß einer von uns davonkommt, der

berichten kann, was sich hier abspielt und warum, und wer daran Schuld ist! Du hast die Verpflichtung zu leben, verstehst du, weil du schreiben mußt, weil du DAS schreiben mußt! ...“ (S. 61).

Geht es bei Heym um die Repräsentanten eines erstarrenden totalitären Systems, so handelt Christoph Meckels „Suchbild“ von einem Privatmann, einem bürgerlich-liberalen Poeten und Schriftsteller, dem – „real existierenden“ – Vater des Erzählers, Eberhard Meckel. Insofern handelt es sich bei diesem Text nicht um eine fiktionale Erzählung, sondern um die Erinnerung an eine historische Persönlichkeit, einen deutschen Bildungsbürger, seine Charakterprägung, sein Verhalten und seine Arbeit im Kontext der nationalen Geschichte zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Der Vater, Eberhard Meckel, repräsentiert nicht den auf pure Macht- und Geltungsinteressen herabgesunkenen Glauben an eine Ideologie wie der DDR-Funktionär Urack, sondern einen deutschen Typus, den des apolitischen Ästheten, der sich aus der Befangenheit in einer autoritär-paternalistischen Sozialisation, einem unklar-schwärmerischen Idealismus und der nationalen Kulturideologie nicht lösen kann. Auch er repräsentiert ein Generationenschicksal, das der Kriegsfolgegeneration (Geburtsjahrgang 1907). Allerdings vertritt er nicht die kriegerisch-heroische, sondern die poetisch-kontemplative und sozialresignative Richtung. Der nicht unbegabte Autor von Naturlyrik, Erzählungen, anekdotischer Prosa, auf dem Buchmarkt und beim Rundfunk durchaus erfolgreich, blendet die Welt von Wirtschaft und Politik in den späten zwanziger und dreißiger Jahren so gut wie völlig aus, gerät dann aber als Soldat und schließlich Offizier der Wehrmacht seit 1939 in eine Haltung, die sein Sohn als „Chauvinismus des gehobenen Untertans“ beschreibt (S. 73f.). Aus Krieg und Gefangenschaft kehrt Eberhard Meckel körperlich und psychisch beschädigt zurück. Aber nicht nur seine Gesundheit ist angeschlagen, sondern auch sein Gewissen: „Die Frage nach deutscher Schuld ließ ihm keine Ruhe. Sie war nicht zu beantworten ohne die Preisgabe seiner mit Nachdruck behaupteten, persönlichen Rechtschaffenheit. Aber er gab seine Rechtschaffenheit nicht preis.“ (S. 127) Eberhard Meckel verschreibt sich jetzt „lauter gute[n] und richtige[n] Aktivitäten“, unterstützt die lokale SPD, tritt bei Bürgerversammlungen auf, beteiligt sich an öffentlichen Diskussionen und wendet sich gegen die Notstandsgesetze, aber sein autoritärer Habitus und der permanent vorgeführte Gestus der Anständigkeit liegen wie ein Alpdruck auf der Familie und treiben die Söhne in die offene oder verdeckte Rebellion.

Der Autor, Christoph Meckel, begründet seine Erzählung über Charakter, Leben und Verhalten seines Vaters mit der Entdeckung von dessen Tagebuch:

„Ich hatte nicht die Absicht, mich mit meinem Vater zu beschäftigen. Über ihn zu schreiben erschien mir nicht nötig. Der Fall, ein Privatfall, war abgeschlossen. Ich hätte Erinnerungen an ihn notiert, ohne die Absicht, etwas daraus zu machen. Ich hätte vermutlich nicht länger an ihn gedacht. Neun Jahre nach seinem Tod kommt er wieder zurück und zeigt sein Profil. Seit ich seine Kriegstagebücher las, kann ich den Fall nicht auf sich beruhen lassen; er ist nicht länger privat. Ich entdeckte die Notizen eines Menschen, den ich nicht kannte. Diesen Menschen zu kennen war nicht möglich, ihn für möglich zu halten – unzumutbar.“ (S. 63f.) Das Erinnern, selbst an den eigenen Vater, ist keine Privatsache mehr, obwohl es im Privaten wurzelt und sich weithin auf die private Welt der Familie erstreckt. Die Entdeckung des väterlichen Tagebuchs als Quelle erhebt die Erinnerung zur gesellschaftlich-kulturellen und politischen Pflicht. Diese ist hier besonders prekär, weil sie verlangt, Wesensmerkmale, Einstellungen, Denkweisen des eigenen, trotz aller Schwächen geliebten, Vaters der Öffentlichkeit preiszugeben. Zur Begründung seines Unternehmens, das den Erzähler als Sohn, Opfer, Opponenten und Kritiker seines Vaters notwendigerweise selbst ins Zwielficht zwischen Sohnesloyalität und rückhaltloser, im Ergebnis denunziatorischer Enthüllung rücken muß, nimmt dieser jenes „elementare Entsetzen“ für sich in Anspruch, dessen Fehlen er bei seinem Vater beklagt. Es fehlt, weil dem Vater die „Einsicht in den Zusammenhang fehlte“. (S. 69) Der gegenwärtigen und den zukünftigen Generationen die Einsicht in den Zusammenhang zu eröffnen – das ist die Aufgabe, der sich der Erzähler unterzieht, für die er aber auch einen nicht geringen Preis zu zahlen hat: die tiefe soziale und moralische Fragwürdigkeit, die darin liegt, die seelischen und charakterlichen Deformationen des eigenen Vaters der Öffentlichkeit auszuliefern. Aber das Erinnern, so läßt uns der Erzähler wissen, ist unabweisbar, selbst um den Preis einer irritierenden Ambivalenz zwischen menschlicher Vaterloyalität und Chronistenpflicht. Die kollektive Aufgabe und Pflicht des Erinnerns muß geleistet werden, weil es nicht nur um den Vater, sondern auch um die Sozialisation – und insofern das Schicksal – des Sohnes und der folgenden Generationen geht. Sich-Erinnern baut die individuelle Identität auf. So steht denn am Anfang von Meckels Erzählung auch das „Glück der ersten Erinnerung“, ein „Gefühl von Sicherheit und blindem Vertrauen, eine wunderbare Gewißheit“, die vom Vater ausgeht, als der mit seinem kleinen Sohn im DKW über die brandenburgischen Chausseen braust.

Dieses Glück der Erinnerung an die eigene Kindheit will sich auch Christa Wolfs Cassandra nicht nehmen lassen, als sie als Beutestück Agamemmons vor dem Löwentor von Mykenae auf ihren Tod wartet. In einem Strom von Erinne-

rungen und Reflexionen läßt Cassandra, die Tochter des Troierkönigs Priamos, die Priesterin und Prophetin des Untergangs von Troia, ihr Leben noch einmal Revue passieren: „Dies alles, das Troia meiner Kindheit, existiert nur noch in meinem Kopf. Da will ich es, so lang ich Zeit hab, wieder aufbauen, will keinen Stein vergessen, keinen Lichteinfall, kein Gelächter, keinen Schrei. Treulich, wie kurz die Zeit auch sein mag, soll es in mir aufgehoben sein.“ (S. 34) Aber es bleibt nicht bei diesem letzten Glück des sich Erinnern-Könnens. Das Erinnern ist überindividuell bedeutsam, es konstituiert und orientiert die Gemeinschaft und insofern kommt es auch im Angesicht des Untergangs darauf an, so viel und so ‚richtig‘ zu überliefern wie möglich. „Auf der Verehrung der toten Helden beruhte unser Glauben, unser Selbstgefühl“, läßt Wolf die Troianerin Cassandra sagen. Das Bewußtsein von Dauer, die Präsenz von Vergangenheit, die gestaltete Erinnerung stiften einen menschlichen Zusammenhang, in dem die Größe der Toten die Lebenden bescheiden und also human macht (S. 115). Erinnerung ist mehr als die bloße Macht der Tradition, die nur die alten Irrtümer auf die Jungen überträgt (S. 39). Vielmehr kommt es darauf an, Tradition zu korrigieren, Überlieferung zu formen, sich erstarrten Traditionen zu widersetzen, und das heißt zum Beispiel, unzeitgemäß gewordenen Heldenliedern, die in die Irre geführt haben, eine alternative Überlieferung entgegenzustellen. So spielt Cassandra zuletzt, mit Klytaimnestra konfrontiert, den Gedanken durch, sie um Lebensverlängerung anzuflehen: „Schick mir einen Schreiber, oder, besser noch, eine junge Sklavin mit scharfem Gedächtnis und kraftvoller Stimme. Verfüge, daß sie, was sie von mir hört, ihrer Tochter weitersagen darf. Die wieder ihrer Tochter, und so fort. So daß neben dem Strom der Heldenlieder dies winzige Rinnsal, mühsam, jene fernen, vielleicht glücklicheren Menschen, die einst leben werden, auch erreichte.“ (S. 93) Christa Wolf hat in „Kassandra“ das Geschehen und den geschilderten Untergang in eine frühgeschichtliche, mythische Vergangenheit verlegt, dabei aber eine Schlüsselerzählung über den Zusammenhang zwischen Entstehung totalitärer Herrschaft und Krieg geschaffen.

Während Christa Wolfs „Kassandra“ das Pathos des Erinnernwollens und -Überliefernmüssens verkörpert, präsentiert Christoph Hein in seinem „Tangospieler“ einen professionellen Historiker, dem in der Diktatur dieses Pathos abhanden kommt oder besser: ausgetrieben wird. Hein erzählt die Geschichte eines Assistenten der Geschichtswissenschaft an der Universität Leipzig, der wegen eines völlig harmlosen Auftritts als Ersatz-Klavierspieler in einem Studentenkabarett einundzwanzig Monate im Gefängnis verbringen muß und aus dieser Erfahrung so tief verstört und gekränkt hervorgeht, daß er zu einer selbst-

bestimmten Führung seines Lebens nicht mehr imstande ist. Er kennt die offizielle Doktrin über die Bedeutung der Vergangenheit: „Ohne Vergangenheit gibt es keine Zukunft“ (S. 41). Er hat sie selbst in Vorlesungen und Seminaren vortragen, aber diese Doktrin und die Inhalte seines Geschichtswissens wie seiner Lehre stehen gleichsam neben ihm. Der Zufalls- und Gelegenheits-Tangospiele ist professionell mit Erinnerung beschäftigt, aber diese ist unveränderlich und starr, ohne Bezug auf die individuelle Realität, herrschaftlich verformt und beliebig kommandierbar – was paradoxerweise dazu führt, daß er am Ende, nach einem ideologischen Fehltritt seines Kontrahenten im Institut anlässlich des Einmarschs der Warschauer-Pakt-Truppen in Prag 1968, rehabilitiert und in sein Amt wiederingesetzt wird. Die Rückkehr in sein Amt bedeutet aber die restlose Unterwerfung unter die Willkürherrschaft des Regimes und seiner Diktatur über die Erinnerung, im Roman vorrangig motiviert aus der Hafterfahrung und der panischen Angst vor einer drohenden neuen Verhaftung. Dallow, der „Held“, erfährt seine Haft vor allem als Störung des Umgangs mit und als Verlust an Zeit, sie reißt ein Loch in die Kontinuität seines Lebens, zerstört seine – freilich zuvor schon fragilen – menschlichen Beziehungen und hinterläßt eine nicht zu heilende Kränkung. Er will diese Zeit aus seiner Erinnerung löschen, er will vergessen und kann es doch nicht. „Ich will nichts vergessen, und ich will nichts verzeihen“, erklärt er verbittert kurz vor seiner endgültigen Unterwerfung. (S. 192) Die Haft hinterläßt in ihm eine tiefe Teilnahmslosigkeit und die Unfähigkeit, mit der kleinen Freiheit umzugehen, die es auch in einer diktatorisch regierten Gesellschaft gibt (S. 116). Die hypertrophierte Erinnerung zerstört die Lebensimpulse, indem sie Erinnerung an Gewalterfahrung kettet. Die Angst vor der Gewalt setzt die Orientierungsleistung der Erinnerung außer Kraft. Überwertigkeit der persönlichen, gewaltgeprägten Erinnerung und Irrelevanz der kollektiven Erinnerung korrespondieren einander. Kunstvoll verknüpft Hein die Unterdrückungsakte einer machthörigen, pervertierten Justiz gegenüber dem Individuum und die Unterdrückung der Freiheitsimpulse ganzer Völker und Gesellschaften durch die gewaltsame Beendigung des „Prager Frühlings“ 1968. In Diskussionen über die Prager Ereignisse verleugnet sich Dallow als Historiker (S. 159f., 168) und demonstriert damit förmlich den vom System erzwungenen Verlust seiner Selbstachtung. Selbstachtung braucht integrierte Erinnerung. Ein Staat mit verordneter, beliebig verfügbarer Erinnerung produziert Menschen, die ihrer Identität verlustig gehen. Alle, die professionell mit Geschichte umgehen, haben in diesem Roman ihre menschliche Integrität verloren und handeln unter dem Diktat von Macht- und Karrieregesichtspunkten. Menschlich integer hält

sich hier nur, wer, wie etwa die Sekretärin des Instituts, unberührt bleibt von der Gleichsetzung von Erinnerung mit Machtlegitimierung.

Umkreisen die bislang referierten Werke das Verhältnis von Diktatur und Erinnerung aus der deutschen Binnensicht, so repräsentieren die „Feuerspiele“, das letzte Werk von Andrzej Szczypiorski, den Blick auf die Ära von Gewalt-herrschaft und Zivilisationsbruch im Nationalsozialismus und im Stalinismus aus jüdisch-polnischer Perspektive. Das Buch zieht eine Art Bilanz von Erinnern und Vergessen in der Gegenwart und verknüpft eine Rahmenhandlung aus den späten neunziger Jahren mit Ereignissen in Warschau und Polen während der deutschen und sowjetischen Besetzung. Im Zentrum stehen das Warschauer Ghetto und sein Brand 1943 sowie die Selektionsrampe in Auschwitz. Die Rahmenhandlung vereint Akteure von damals, Deutsche, Polen, Juden, Russen, anlässlich einer vermeintlich kleinen Gaunerei eines Versicherungsbetrugs in dem deutschen Kurort Bad Kranach. Symbolisch verklammert werden die Vorgänge durch die Gemeinsamkeit des Feuers – des Feuers beim Brand des Ghettos, der Verbrennungsöfen von Auschwitz und einer außer Kontrolle geratenen Brandstiftung, um die Versicherungspolice für zerstörte Kunstwerke zu kassieren.

Es ist das Manko des Buches, daß die Rahmenhandlung das Gewicht der Erzählung über das Grauen von Auschwitz und Warschau nicht trägt. Diese selbst allerdings ist höchst komplex und verdichtet das Geschehen in einigen Personen und Aktionen von höchster symbolischer Aussagekraft. Leitmotivisch durchzieht das Buch die Botschaft von der Notwendigkeit von Erzählung und Erinnerung. Erinnerung schwindet und wird verdrängt, sie ist unentwegt vom Verschwinden bedroht – „denn es ist doch allgemein bekannt in der Welt, daß jeder nur soviel weiß, wie er wissen will. Und auch nur soviel im Gedächtnis behalten wird. Also wußte niemand etwas ... So wie in jener Zeit hunderttausende, vielleicht sogar Millionen Menschen in Hamburg, Berlin, Leipzig und auch auf dem Lande, in den Ortschaften, in den Häusern und Hütten des riesigen und siegreichen Deutschland nicht wußten – weil sie nicht wissen wollten –, was sich in Warschau abgespielt hatte, sich später dort abspielte und sich in den darauf folgenden Jahren noch abspielen sollte, als die Feuersbrunst die Stadt in eine rauchende Ruine verwandelte und die Leichen schweigend zum Himmel schauten und mit weit geöffneten Mündern das Gift des Krieges einsogen“ (S. 253).

Der Kampf um die Erinnerung hat bei Szczypiorski eine polemisch-politische Seite und eine anthropologische. Mit der polemisch-politischen wendet sich Szczypiorski gegen das Vergessenwollen der Täter und gegen die Dreistigkeit, mit der sie das Vergessen einfordern und im übrigen überzeugt sind, daß ohnehin

alles vergessen wird. So schlägt der „arische“ Denunziant Westermann dem denunzierten ehemaligen jüdischen Schulfreund mit freundschaftlichem Lächeln und andächtigem Blick vor: „Joël, laß uns alles vergessen! ...“ Resigniert stellt Joël Weiss fest, daß in der Tat alles bereits vergessen und vergeben sei: „Diese Vergangenheit hat eine Generalabsolution bekommen. Ganze Völker, Staaten, Interessengruppen kamen in deren Genuß. Zuerst die Deutschen, später die Sowjets, also die Kommunisten, die Nazis, Mitglieder des KGB und der SS, Funktionäre verschiedener Staats-, Polizei- und Parteiapparate. Aus der Zugehörigkeit ergibt sich die kollektive Verantwortung, die Mitschuld, die aus einer Parteizugehörigkeit oder Uniform herrührt. Mit einem Satz: Das ist Politik. Und sie wissen doch, daß dort, wo die Politik am Werk ist, es meistens keine ethischen Grundsätze gibt. Auf diese Weise wurde Westermann schon vor langer Zeit als Deutscher, als Nationalsozialist und als Offizier verurteilt. Was habe ich also noch mehr zu erwarten? Er hat recht, wenn er sagt, daß alles schon ausgesprochen wurde. In der heutigen Zeit macht man sich lächerlich, wenn man nach dem Gewissen seiner Nächsten fragt. Westermann weiß das sehr gut. Daher war sein Lachen auch ganz natürlich“ (S. 287). Neben der polemisch-politischen Argumentation steht die anthropologische: Wo Leben ist, ist auch Vergessen. „Aus der Perspektive des Lebens“ – so derselbe Joël Weiss – ... „bin ich mir darüber im klaren, daß es nicht anders sein kann. Wäre das alles möglich, was rundum geschieht, wenn die Menschen sich fortwährend erinnern würden? Das wäre nicht möglich.“ (S. 292f.) Der Pole Jan, mit dem Weiss seinen Dialog führt, mit dem das Buch beginnt und endet, der im Vernichtungsgeschehen selbst nicht auftaucht, aber ausgezogen ist, um die Wahrheit zu erfahren, bietet einen Ausweg an: „Man kann sich erinnern, daß man sich ein wenig erinnert, aber nicht total. D.h. sich erinnern, aber dennoch nicht daran denken, daß es im Gedächtnis gespeichert ist. Eher sogar denken, daß alles vergessen worden ist, und dennoch wissen, irgendwo unter der Haut, irgendwo im Hinterkopf, daß es weiterhin im Gedächtnis existiert. Für immer.“ (S. 293) Zwar gibt es kein Leben ohne Vergessen, aber nur das Erinnern bietet die Gewähr dafür, daß sich das Grauen nicht wiederholt. Daher muß es auch die Erinnerung aus zweiter Hand geben, in der nächsten Generation. Die zerstörte Lebenswelt der Juden taucht nicht wieder auf, sie ist unwiderrufflich in den Flammen untergegangen. Aber sowohl die Untaten der Menschen wie auch ihre Träume können erzählt und also erinnert werden, immer wieder und ins Unendliche. Hier findet die Abwesenheit der beiden Träger der Erinnerung in der Rahmenhandlung, Jan und Joël Weiss, vom Mordgeschehen des Jahres 1943 ihren Sinn.



Klar ist aber auch die Kritik am offiziellen, ritualisierten politischen Erinnern. Wo eine kollektive Verantwortung, „der Partei“, der „Wehrmacht“, „des Deutschen“ angemahnt wird, dort geht es um Politik und also um Machtfragen. Auf dieser Ebene wird rasch verurteilt, vielleicht auch Schuld eingestanden und deklariert – und dann abgehakt. Worauf es jenseits der politischen Verwaltung von Erinnerung und Schuld ankommt, ist das individuelle Gewissen. Während das offizielle, politische Aufrufen einer Mitschuld aus kollektiver Verantwortung letztlich das Vergessen fördert, kommt es darauf an, das „Gewissen des Nächsten“ wachzuhalten – durch Erzählung des Geschehenen. Warum das so wichtig ist? Weil „sich ... alles wiederholen wird“, wenn wir vergessen (S. 227).

## Motive fiktionaler Texte

Die hier referierten fiktionalen Texte umkreisen das Thema „Erinnerung“ aus ganz unterschiedlichen kulturellen, nationalen, gesellschaftlichen Perspektiven, mit höchst unterschiedlichen erzählerischen Mitteln, auch in unterschiedlichen geschichtlichen Momenten und unter ganz unterschiedlichen politischen Systembedingungen. Es gibt aber eine Reihe von Motiven, die in allen diesen Texten auftauchen, wenn auch selbstverständlich variierend in der Gewichtung, im historisch-politischen Kontext, in den Formen der narrativen Präsentation, in der Verknüpfung mit anderen Inhalten und literarischen Motiven.

*Erstens* steht überall ein elementares Erinnerungsbedürfnis am Anfang und ein kategorischer Imperativ, überliefern zu müssen und nicht vergessen zu dürfen. Der kategorische Imperativ kann sich als Recht auf oder als Pflicht zur Erinnerung artikulieren. Eine solche Typisierung scheint aber letztlich künstlich, das eine bedeutet immer auch das andere. Anders als bei den „Erinnerungsorten“ im Sinne Noras<sup>38</sup> geht es bei der angestrebten Form der Erinnerung nicht um mehr oder weniger ideologisch motivierte, mehr oder weniger interessenabhängige Strategien im Umgang mit der Vergangenheit, sondern um die Einsicht in ein elementares, geradezu anthropologisches Bedürfnis, um der Gegenwart und Zukunft willen die Erinnerung wachzuhalten. Bei Stefan Heym erhält dieses Bedürfnis, gespiegelt im Bewußtsein des eitlen Staatsschriftstellers Collin, eine ironische Tönung, die aber aufgefangen wird durch das intensive Wissenwollen der unbefangenen und unbestechlichen Stationsärztin Christine. *Erinnert und*

---

38 Pierre Nora (Hg.), *Les lieux de mémoire*, Bde. 1–3, Paris 1986–1992.

überliefert werden muß in *extremis* sogar dann, wenn es keine Zukunft mehr zu geben scheint wie nach dem Untergang Troias und der Versklavung seiner Überlebenden. Irgendeine Zukunft gibt es immer – in Form einer mit wenigen Sätzen angedeuteten Utopie bei Christa Wolf, in den sich einer Anpassung widersetzen Gestalten Christine und des Urack-Sohnes Peter, der in den Westen flüchtet, bei Stefan Heym; in Gestalt des Sohnes und Erzählers Markus Meckel im „Suchbild“, sehr gebrochen im freiheitlichen Aufbruch des Prager Frühlings bei Christoph Hein, selbst wenn dieser Aufbruch unterdrückt wird, und schließlich selbst in der düsteren Warnung vor einer sich wiederholenden Vergangenheit bei Szczypiorski.

*Zweitens* ist die Erinnerung vor aller gemeinschaftstiftenden und orientierenden, vor aller kollektiven Bedeutung in sich selbst bedeutsam für das Individuum. Sich nicht erinnern wollen oder -können führt zur Wiederkehr des Verdrängten in pathologischen Formen, so etwa bei der Mielke-Gestalt des Urack, so auch in der Zerstörung der zwischenmenschlichen Bindungsfähigkeit bei Heins „Tangospieler“. Oder die Verdrängung der Vergangenheit treibt ein moralisches Kompensationsbedürfnis hervor, das rhetorische Züge annimmt und unglaubwürdig macht, wie bei Meckels Vater. Ideologische Rechtfertigungen *ex post* wie bei dem Selektor von Auschwitz, Kugler, bewahren nicht vor abgründigen Gefühlen von Angst und Einsamkeit. Fehlende Erinnerung, etwa bei Kuglers Helfer Westermann, läßt diesen heute in Bad Kranach agieren wie einst in Warschau oder Auschwitz. Christa Wolfs Cassandra schließlich insistiert auf einer bewußten Wahrnehmung ihrer Umgebung bis zum letzten Augenblick und setzt damit den Strom ihrer Erinnerungen in Gang.

*Drittens* geht es immer darum, mit der bloßen Tradition oder der falschen Überlieferung zu brechen und ihr eine bessere – authentischere, humanere, differenziertere, aufrichtigere, machtkritischere – Erinnerung entgegenzustellen. Heyms Roman handelt von den brüchigen Gründungsmythen der DDR-Nomenklatura, Meckels Erzählung von der Korrektur des Bildes, das der Vater von sich entworfen hat, vor sich selbst und vor seiner Umgebung. Cassandra rekapituliert, wie sie sich von der Gegenwarts- und Vergangenheitsdeutung der Troianer und ihres Königshauses löst und bewußt ein neues, spezifisch weibliches und machtkritisches Narrativ aufzubauen beginnt. Szczypiorski schließlich stellt der Zerstörung der Erinnerung durch das offizielle Gedächtnis die Notwendigkeit eines ichtnahen Sich-Erinnerns und Erzählens gegenüber – und macht auf der Opferseite in der abgründigen Gestalt des Warschauer Judenrats Grynspan das Vergangene, Gegenwart und Zukunft in einer spezifischen Weise verknüpfende

Deutungsmuster des jüdischen Messianismus und den durch ihn eingeschliffenen Attentionismus für den Holocaust mitverantwortlich.

*Viertens* spiegelt sich in den behandelten Texten eine entschiedene Individualisierung des Gedächtnisses und damit das Postulat persönlicher Wertentscheidung. Das institutionen- oder gruppenbezogene „soziale Gedächtnis“ im Sinne von Maurice Halbwachs<sup>39</sup> erodiert oder wird einer scharfen Kritik unterzogen. So führt bei Heym der Kampf um die Memoiren des Schriftstellers Collin zu einer gnadenlosen Entlarvung des Stasi-Apparats und der Persönlichkeitsstruktur seiner Repräsentanten. Auch bei Christoph Hein sind es zwei Stasi-Mitarbeiter, die dem aus der Kontinuität seines gelebten Lebens gestoßenen „Helden“ Dallow eine neue Arbeitsstelle zu verschaffen versprechen und ihm damit zu einem „Vergessen-Können“ verhelfen wollen, das für ihn nicht akzeptabel ist. Christoph Meckels Vater ist ein sensibler, aber instabiler Poet und Literat, dessen Charakter und Verhalten durch Familienschicksal wie durch die Institution Wehrmacht verformt ist – zugleich Opfer von deren deformierender Kraft und als ihr Mitglied doch auch partiell Täter. Gerade aber an die verformende Macht dieser Sozialisationsinstanzen und Institutionen kommt die Erinnerung des Vaters nicht heran – weswegen sie vom zurückblickenden Sohn in schmerzhafter, fast denunziatorischer Weise offengelegt werden muß. Cassandra löst sich in peinvollen äußeren und inneren Prozessen von der Macht der religiösen Rituale, der priesterlichen Mesalliance von Religion und Macht und den kollektiven Rollenerwartungen in das Tun und Lassen des Sehers bzw. der Seherin. Szczypiorski arbeitet an seinen Untättern, dem Selektor Kugler und einem KGB-Funktionär und Folterknecht, die Identitätsschwäche aus Geschichtslosigkeit als Grundlage der Amoralität heraus. In allen Texten stehen die einzelnen im Mittelpunkt – entweder sofern sie von den Verlockungen der Macht korrumpiert und zu schwach sind, auf der eigenen, partialen Einsicht oder den Regungen des Gewissens zu insistieren; oder sofern sie sich in moralisch ambivalenter oder auch eindeutiger Weise ihre individuelle Erinnerung und also Identität erkämpfen. So handeln die Stationsärztin Christine bei Stefan Heym, das Erzähler-Ich bei Christoph Meckel, die Seherin Cassandra in der schmerzhaften Trennung von ihrer Familie und in der Hinwendung zur neuen, sich vom Terror der Gewalt lösenden Gemeinschaft der Frauen bei Christa Wolf. Heins Tangospieler schwankt zwischen Nicht-Vergessen-Können und Vergessen-Müssen und verspielt damit seine letzte Chance auf ein selbstbestimmtes Leben.

---

39 Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt a.M. 1985.

Diese Individualisierung kollidiert auch in den Texten schon mit einem gleichzeitig registrierten Trend zur Ritualisierung und Symbolverfestigung im offiziellen kollektiven Gedächtnis und erhebt den Antagonismus zwischen individualisierter Erinnerung und ebenso machtlegitimiertem wie machtlegitimierendem offiziell-kollektivem Gedächtnis zu einer zentralen Struktur der Erinnerungskultur in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten. Die Autoren verleihen dem individuellen Erinnern damit eine Sinnbestimmung, in der persönliche Wertentscheidungen im Vordergrund stehen. Der Ton liegt auf „persönlich“ und „Wert“ – und zwar bei allen dargestellten Personen. Jeder – gleich welcher sozialen Herkunft, welchen kulturellen Ranges und welcher moralischen Dignität – ist *Subjekt*, auch wenn er im Ergebnis als Opfer eines nicht beherrschbaren überpersönlichen Geschehens erscheint. Als Subjekt ist er notwendigerweise auch für sich und für das Geschehen um ihn herum zwar nicht *allein* – aber *mitverantwortlich*. Jeder einzelne ist aufgefordert, sich dem Mißbrauch von Erinnerung für die Macht, sei es individuell-persönliche Macht oder kollektive Macht, zu widersetzen.

*Fünftens* kreisen alle behandelten Texte um das Verhältnis von Erinnerung und Macht, alle beschwören die Freiheitsbedrohung, die entsteht, wenn die Erinnerung sich der Macht unterwirft oder die Macht sich der Erinnerung bemächtigt. Individualisierte, machtkritische Erinnerung ist die Bedingung von persönlicher und kollektiver Selbstbestimmtheit. In der Erzählung über die äußere, institutionelle und politische ebenso wie über die individuelle, psychosoziale Unterdrückung, Verfälschung oder Eliminierung von Erinnerung reflektieren die Autoren die Bedingungen einer humanen, freiheitlichen gesellschaftlich-politischen Ordnung. Daß „freiheitlich“ und „human“ dabei unterschiedlich interpretiert werden können, liberal oder reformsozialistisch, ist in diesem Fall sekundär. In den erzählerischen Konstrukten über die Spannung von Macht und Erinnerung reflektiert die Erzählung über die Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit. Selbstreflexiv ist das fiktionale Erzählen immer, insofern es einen bestimmten Plot konstruiert und sich für bestimmte narrative Formen entscheidet. In den hier behandelten Texten aber wird diese Selbstreflexivität ostentativ, die Erzählung erzählt, aber sie diskutiert auch die Bedingung der Möglichkeit ihrer Entstehung und ihrer Form. Ohne die narrative Vergegenwärtigung des Vergangenen gibt es keine Selbstbestimmtheit – das ist auch das Selbstverständnis von Geschichtswissenschaft. Was dabei jeweils unter Selbstbestimmtheit verstanden wurde und wird, unterliegt natürlich dem kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Wandel. Die Einsicht in diesen Sachverhalt macht auch die ge-

schichtwissenschaftliche Erzählung selbstreflexiv. Insofern stehen die fiktionale Erzählung des Romanautors und die diskursive Erzählung des Historikers auf analogen Grundlagen. Die Selbstreflexion der Geschichtswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert kann hier nicht ausführlich diskutiert werden. Es bietet sich jedoch an, auf einige Analogien zwischen fiktionaler und geschichtswissenschaftlicher Erzählung hinzuweisen, die sich, wie es scheint, in einem übergreifenden kulturellen und sozio-politischen Wandel seit einem Vierteljahrhundert herauskristallisieren.

### Die Rückkehr des Subjekts

So sind die zeitweise in der strukturbezogenen Sozialgeschichte verlorengegangenen Subjekte in die Geschichtswissenschaft zurückgekehrt. Es gibt ein verstärktes Interesse an Personen, den soziokulturellen Voraussetzungen ihrer Wertentscheidungen und den Folgen ihres individuellen Handelns. Diese Aufwertung des Subjekts betrifft sowohl die Gegenstandsseite wie die Person des rekonstruierenden Historikers selbst, dessen Wahrnehmungsweisen, lebensweltlich vermittelte Erfahrungen, Deutungsmuster jenseits einer bloßen Kritik von Befangenheiten und Interessenbedingtheit der Erkenntnis Aufmerksamkeit finden.

Diese Rückkehr des Subjekts steht kulturell und sozpolitisch in sehr komplexen Kontexten, aber sie antwortet zweifellos ebenso wie die Individualisierung des Erinnerns in den fiktionalen Texten auf gesamtgesellschaftliche Tendenzen zur Individualisierung der Lebensführung. Man kann sie mit guten Gründen kulturkritisch beleuchten und sowohl die Tendenz zur Personalisierung wie die damit verbundene Emotionalisierung beklagen. Doch fragt sich, ob damit nicht Chancen des Erkennens ebenso wie der Vermittlung von Erkenntnis verschüttet werden. Die „Personalisierung“ ist sicherlich mit einem Methodenwechsel verbunden, den der geschulte Historiker mit größter Wachsamkeit verfolgen und kontrollieren sollte. Aber Personalisierung und selbst das, was – „Emotionalisierung“ genannt – als Bedrohung der wissenschaftlichen Objektivität erscheinen mag, bieten auch Chancen: so die sehr viel größere Identifikationsmöglichkeit der Rezipienten mit den Akteuren der erzählten Geschichte, die Möglichkeit für viele, sich in der erzählten Geschichte wiederzufinden und teilzunehmen an den Geschicken von Menschen, die räumlich und vor allem zeitlich außerhalb des eigenen Kommunikationskreises stehen. An diesen Geschicken teilzunehmen

heißt nicht notwendig, die Perspektiven und Wertungen der sie tragenden Personen zu teilen, es kann auch heißen, sich abzugrenzen, eine Alteritätserfahrung zu machen – oder beides, Alterität und Identität in jeweils spezifischer Mischung zu erfahren. Mit der Personalisierung werden gegenüber den anonymen Prozessen auch die individuellen Wertentscheidungen und damit die Frage nach moralischen Bewertungen unabweisbar. Die verstärkte Virulenz von Wertentscheidungen ist vor allem dann wichtig, wenn nach der Orientierungsfunktion von Geschichte für die Zukunft gefragt wird. Denn was mit der Vergegenwärtigung von Wertentscheidungen erweitert und vertieft werden kann, ist die Einsicht in die Bedeutung individueller Entscheidung bei jedem einzelnen und zu jedem Zeitpunkt, auch beim vermeintlich anonymen historischen Subjekt, das gleichzeitig selbstverständlich immer auch Objekt überindividueller Handelns ist.

Die stärkere Berücksichtigung des Individuellen in der Geschichtswissenschaft erfordert auch eine Revision ihrer narrativen Strategien. Diese ist vielfach überdacht, wird vereinzelt auch experimentell erprobt, scheint aber im Ganzen über das Stadium der theoretischen Reflexion noch wenig hinausgelangt zu sein. Jedenfalls hat der *linguistic turn* die Sensibilität für die sprachliche Geformtheit der Überlieferung wie der Texte der Wissenschaft selbst gestärkt. Mit der Einsicht in die Literarität von Historikertexten wird früher oder später auch die Sensibilität für fiktionale Erzählungen und ihren historischen Erkenntniswert steigen. Gerade die Historiographiegeschichte, die sich mit den nicht-fiktionalen Erzählungen der professionellen Historiker beschäftigt, kommt über die Analyse von deren Literarität zu bemerkenswerten neuen Erkenntnissen.<sup>40</sup> Vollzieht sich hier eine zumindest partielle Wiederannäherung von Geschichtswissenschaft und Philologie bzw. Literaturgeschichte, so wird es auch dem Historiker leichter werden, mit „belletristischen“ Quellen und ihrem geschichtswissenschaftlichen Erkenntniswert kompetenter umzugehen als bisher.

Der *linguistic turn* und damit die Einsicht in die Literarität der Überlieferung steht im Kontext der Medienrevolution unserer Tage, die das Verhältnis nicht nur der Geschichtswissenschaft zu ihrem Gegenstand und ihren darstellerischen Strategien, sondern auch zur Öffentlichkeit insgesamt in einer Weise verändert, wie sie sich in den behandelten fiktionalen Erzählungen bereits niedergeschlagen hat. Romanautoren und „Literaten“ nehmen historische Deutungsautorität für

---

40 Vgl. v.a. Daniel Fulda, *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860*, Berlin/New York 1996; Philipp Müller, *Revolution im ästhetischen Historismus. Die Rolle der Kultur in Jacob Burckhardts historischem Krisendenken*, Mag.-Arbeit, HU Berlin 2001.

sich in Anspruch, insbesondere für die Zeitgeschichte. Das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit verschiebt sich in mehrfacher Weise. Die Schriftsteller erzählen Geschichten von einer Komplexität und inneren Spannung, die der Historiker mit seinen expliziten, analytischen und insofern immer höchst reduktionistischen Erklärungsansprüchen nicht erreichen kann. Sie beglaubigen vielfach explizit oder implizit ihre Geschichten mit dem Erfahrungsreichtum und der unmittelbaren Betroffenheit der Zeitzeugenschaft, die der professionelle Historiker als Gefährdung seiner Objektivität zumindest virtuell bewußt und ostentativ einklammert. Der literarische Autor baut dabei den Gegensatz von Fachmann und „Laie“, den der Geschichtswissenschaftler unentwegt und notwendigerweise hervorkehrt, systematisch ab. Er ist damit Akteur und Protagonist in einem soziokulturellen Prozeß, der der fortschreitenden Spezialisierung und Differenzierung der Lebens- und Wissensbereiche in der Moderne ein Stück weit zuwiderläuft.

Die im Zeichen der Medienrevolution und der Globalisierung entstandene Sicht auf unsere Gesellschaft als Wissensgesellschaft integriert nämlich auch tendenziell alle ihre Mitglieder in die Prozesse der Produktion, Kommunikation und Nutzung von Wissen. Das führt im Verhältnis von Wissenschaft und außerwissenschaftlicher Öffentlichkeit zu einer verstärkten Kritik der traditionellen Vorstellung, daß sich passives Laienpublikum und wissenschaftliche Experten kulturantagonistisch gegenüberstünden. Wenn aber auf diese Weise ein hierarchisch verstandenes Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit in Frage gestellt wird, steigt notwendigerweise auch die Bedeutung der außerwissenschaftlichen Artefakte des kulturellen Gedächtnisses in ihren Rückwirkungen auf die Wissenschaft.

Die Aufwertung des Individuellen bedeutet eine Relativierung der Macht-, Disziplinierungs- und Deutungsansprüche von Kollektiven. Diese verweist auf einen zunehmenden Prestigeverlust positiver kollektiver Zukunftsvisionen. In der Literatur über die Zukunft sind an die Stelle der Wunsch-Utopien Furcht-Utopien getreten.<sup>41</sup> Der Zusammenbruch des Sozialismus hat diesen intellektuellen Prozeß der Utopiekritik gleichsam in der Wirklichkeit sanktioniert. Vorweggenommen ist er in der literarischen Aufarbeitung der Diktaturen des 20. Jahrhunderts, auch in den Texten von Stefan Heym, Christoph Meckel, Christa Wolf und Christoph Hein. Sie alle handeln von den Irrwegen, auf die machtgestützte Zukunftsvisionen von planvoll strukturierten Gesellschaften geführt haben. Unabhängig davon, ob sie beabsichtigt oder unbeabsichtigt „Neben“-

---

41 Vgl. Lucian Hölscher, *Die Entdeckung der Zukunft*, Frankfurt a.M. 1999.

Wirkungen von Systemen beschreiben, die eine kontingenzfreie Zukunft mit Zwangsmitteln herbeiführen wollen – durchweg stellen sie nicht stimulierende, humanisierende, neue Freiheitsspielräume eröffnende Geschichtserfahrungen in den Mittelpunkt, sondern die „schwarze“ Geschichte. Dies entspricht der gegenwärtigen Vorherrschaft der schwarzen Utopie in der Zukunftsliteratur. Gleichwohl ist die Erzählung dieser Unheilsgeschichten bezogen auf das Ideal einer freiheitlichen, humanen zukünftigen Ordnung. Die Erzählung von Unheilsgeschichten aus der jüngeren Vergangenheit dient der Abwehr von Gefahren, die vom Übergreifen der kollektiven Zukunftsvisionen ausgehen. Damit decken diese Geschichten letztlich, sieht man vom Modischen und von den immer vorhandenen Mitläufertendenzen ab, den spezifischen Geschichtsbedarf unserer gegenwärtigen und zukünftigen demokratisch-pluralistischen Ordnung – auch dann, wenn diese wie etwa bei Stefan Heym 1979, Christa Wolf 1984 oder Christoph Hein 1989 nicht explizit in den Kategorien der westlich-pluralistischen, liberalisierten Gesellschaft gedacht war.

Aus diesem Befund ergibt sich schließlich eine von vielen möglichen Überlegungen, warum der Holocaust zunehmend einen herausragenden Stellenwert in den Erinnerungskulturen nicht nur der Ursprungsgesellschaft Deutschland, sondern auch in den sonstigen europäischen und außereuropäischen Gesellschaften einnimmt. In einem Beobachter, der sich als – wenn auch nachgeborenes – Mitglied dieser Ursprungsgesellschaft begreift, regen sich gegen diese Universalisierung der Holocaust-Erinnerung Abwehrreflexe aller Art, aber es scheint nicht von der Hand zu weisen, daß der Vorgang eine historische Logik hat. Je komplexer die Gesellschaftssysteme, desto weiter ausgreifende Zeit- und Raumhorizonte sind für ihren Orientierungsbedarf nötig. Da sich der kommunikative Verkehr über die System- oder Nationsgrenzen hinaus rapide steigert, reicht die Vergegenwärtigung der jeweils eigenen System- oder Nationalgeschichte immer weniger aus. Der Holocaust ist ein Extremereignis, das in dem Maße für die verschiedenen nationalen Erinnerungskulturen wichtig wird, als sie sich miteinander verschränken. Je weniger die Vergegenwärtigung der eigenen System- oder Nationalgeschichte ausreicht, um sich für die Zukunft zulänglich zu orientieren, desto stärker rücken die divergenten Erinnerungskulturen oder, anders gesagt, die dezentralen Erinnerungspole, in eine universale Perspektive ein – und desto universellere Relevanz gewinnt das Extremereignis Holocaust. Zweifellos sind derzeit überall in der Welt die nationalen Erinnerungskulturen noch immer beherrschend und werden es noch längere Zeit bleiben. Aber es steht zu erwarten, daß es allgemeine, steigende Orientierungsbedürfnisse gibt, die die Mondia-



*Fiktive Zeitgeschichte?*

123

lisierung des Holocaust vorantreiben. Damit ist allerdings auch die für die Genauigkeit und Gerechtigkeit der Erinnerung höchst bedrohliche Gefahr ihrer Entkontextualisierung verbunden. Ihr zu widerstreben ist dann wieder eine Aufgabe, bei der sich besonders der wissenschaftlich arbeitende Historiker gefordert sieht.